

Humane dwellings in an urban fabric

Im Stiegenhaus der Großunterkunft herrscht reger Betrieb. Es ist ein Kommen und Gehen, Brandschutztüren knallen, die das Geräusch der omnipräsenten Flip-Flops bildet den Soundtrack im Haus, untermalt von einer scheppernden Kakophonie, die aus unzähligen Handylautsprechern dringt. Junge Männer lehnen am Gang und hocken auf dem Boden, mangels Sitzgelegenheiten, mangels Alternativen. Das fensterlose Fluchtstiegenhaus bietet den besten WIFI-Empfang für die Smartphones. Ein typischer Nachmittag in einer Großunterkunft für Asylwerber im Frühjahr 2016 in Wien.



Photo: Paul Krenzlter

Ernst J. Fuchs auf dem Dach in der Kempelengasse 1

Text: Martina Frühwirth und Anna Soucek

Das fensterlose Fluchtstiegenhaus bietet den besten WIFI-Empfang für die Smartphones.

Für die verantwortlichen österreichischen Behörden kam die Flüchtlingskrise im Sommer 2015 völlig überraschend. Tausende Flüchtlinge – überwiegend aus den Herkunftsländern Syrien, Irak und Afghanistan – mussten in Bahnhofshallen übernachten und unter freiem Himmel campieren. Freiwillige HelferInnen kümmerten sich wochenlang um die Notversorgung. Der Großteil der Flüchtlinge, Schätzungen sprechen von 600.000 Menschen, hat Österreich inzwischen wieder verlassen. Für sie war das Land nur eine Station auf ihrem Weg. Der kleinere Teil hat in Österreich offiziell um Asyl angesucht. Derzeit leben etwa 87.000 AsylwerberInnen in Österreich. In der EU können Flüchtlinge nicht mit einem UN-Mandat angesiedelt werden, wie es in afrikanischen Ländern geschieht, und darin liegt die eigentliche Herausforderung in Europa: Die Flüchtlingskrise findet in einer hochentwickelten, hochstrukturierten Gesellschaft statt. Zeltstädte, wie sie in Krisengebieten weltweit zum Einsatz kommen, sind in Österreich undenkbar.

In der akuten Notlage entstanden Flüchtlingsunterkünfte an Orten mit höchst unterschiedlichen Ausprägungen: in Containersiedlungen, in Hotels, die schon bessere Zeiten gesehen haben, in SchülerInnenheimen, aber auch in Privatwohnungen und in leer stehenden Bürogebäuden – die Lösungsansätze im Bundesgebiet sind vielfältig und verfolgen dabei alle ein Ziel: AsylwerberInnen sollen für die Dauer ihres Verfahrens nicht auf der Straße leben müssen. Ebenjene Dauer des Asylverfahrens ist eine unbekannte Größe. AsylwerberInnen wissen nicht, wie lange sie in Österreich auf das Interview bei der Behörde warten müssen und ob sie letztlich



Lotte Kristoferitsch, Hannes Stepic, Harald Gründl
in der E00S Werkstatt

Die Dauer des Asylverfahrens ist eine unbe- kannte Größe.

überhaupt Asyl erhalten werden. Wartezeiten von Monaten und Jahren sind keine Seltenheit. Während dieser Wartezeit auf das alles entscheidende Interview leben sie in der sogenannten Grundversorgung. PolitikerInnen sprechen im Zusammenhang mit den Flüchtlingsunterkünften im Rahmen der Grundversorgung ganz bewusst nicht von „Wohnen“, sondern von „Unterbringung“, denn „Wohnen“ muss mehr leisten können als ein Dach über dem Kopf und drei Mahlzeiten am Tag. Grundversorgung für Flüchtlinge bedeutet einerseits, dass der Staat sich um Unterbringung und Verpflegung kümmert, andererseits aber, dass die AsylwerberInnen zum Nichtstun gezwungen sind, denn für die Dauer des Asylverfahrens bieten sich ihnen kaum Gelegenheiten, einer Arbeit nachzugehen.

Die Kenntnis dieser dem österreichischen Architektur-Biennale-Beitrag „Orte für Menschen“ zugrunde liegenden Umstände ist wichtig, um die Ausgangslage des Projekts nachvollziehen und begreifen zu können: Drei Büros – zwei Architekturbüros und ein Designbüro – entwickeln in einer seit Sommer 2015 andauernden Ausnahmesituation eben „Orte für Menschen“. Mit ihren Entwürfen versuchen sie, der Idee eines Grundrechts auf Wohnen so nahe wie möglich zu kommen, den limitierenden Rahmenbedingungen zum Trotz.

Vierhundert AsylwerberInnen leben im April 2016 im Großquartier in Erdberg im 3. Wiener Gemeindebezirk. Zu Spitzenzeiten waren in dem Gebäude fast 1.000 Menschen untergebracht. Draußen, im Stadtraum, ist davon so gut wie nichts zu spüren. Die Asylwerber sind im direkten Umfeld der Unterkunft nahezu unsichtbar. Hier sind überhaupt wenige Menschen zu Fuß unterwegs. Erdberg – dieser Stadtteil im Südosten der Stadt Wien, hat zeit seines Bestehens zahlreiche Transformationen durchlaufen, vom Armenviertel – der letzte Slum Wiens befand sich in Erdberg – bis hin zur Aufwertung durch die Anbindung an das Stadtzentrum mit der 1991 eröffneten U-Bahn-Station Erdberg. Die Peripherie rückt ein Stück näher an die Innenstadt, der Stephansdom ist in gerade mal sieben Minuten zu erreichen. Die Autobahn ist in Hörweite, Tausende Pendler stauen sich im Büroverkehr, das Autobahnkleeblatt lenkt Taxis Richtung Flughafen. Dieser Ort verkörpert Transit und stellt jenen Zustand dar, den der deutsche Architekt und Stadtplaner Thomas Sieverts 1997 in seinem Buch „Zwischenstadt“ als einen „Nichtort der Raumüberwindung“ beschrieben hat. Entlang der U-Bahn-Trasse reihen sich dicht an dicht Bürohochhäuser. In den vergangenen Jahrzehnten sind hier weitere neue Bürobauten entstanden. Das jüngste Büroquartier heißt „Town Town“. Die Gliederung der Fassade mit französischen Fenstern verrät nicht, dass es sich um Bürogebäude handelt, die Architektur ist von Wohnanlagen vertraut. Ganz anders stellt sich der gewaltige Gebäudekomplex ein paar Meter weiter dar, in dem sich heute die Flüchtlingsunterkunft befindet: eine riesige Verwaltungsburg, in der sich der Geist einer nicht mehr zeitgemäßen bürgerfernen Bürokratie manifestiert.

Ein Teil wird heute noch als Verwaltungsgebäude genutzt: Das Bundesverwaltungsgericht arbeitet hier und überprüft u. a. auch Asylbeschwerden. Im anderen Teil des Komplexes wurden über viele Jahre angehende ZöllnerInnen ausgebildet. Im Kellergeschoss wurde der Dienst an der Waffe geübt. Ein paar Stockwerke darüber fand der Unterricht statt. Die Auszubildenden lebten früher in jenen Zweibettzimmern, die heute als Flüchtlingsunterkünfte genutzt werden. Beim Betreten des Gebäudes wird sichtbar, welche Herausforderung die Unterbringung von mehreren Hundert Personen bedeutet. Die Belegung brachte alle an ihre Grenzen – die BetreuerInnen, die Bewohner, aber auch die vorhandene Infrastruktur.

Beim ersten Besuch vor Ort holt uns Lotte Kristoferitsch direkt beim Eingang ab. Uns schlägt ein penetranter süßlicher Geruch entgegen: eine Mischung aus abgestandener Luft, Urin und einem Desinfektionsmittel. Die Eindrücke prasseln auf uns ein. Es sind zu viele, zu unterschiedliche und vor allem zu beschämende Eindrücke, als dass wir sie in der Sekunde



Besprechung mit the next ENTERprise

verarbeiten könnten. Schließlich gelangen wir zum Büro von EOOS. Lotte Kristoferitsch sperrt den Raum auf. In der Mitte des Zimmers ein großer Schreibtisch und zahlreiche Stühle. Gelbe Platten wie jene, die hier als Schreibtischplatte dient, werden sonst auf Baustellen als Schalung eingesetzt. Auf dem Boden steht ein Drucker, auf dem Fensterbrett eine Kaffeemaschine. Die Atmosphäre erinnert an eine Baustellenunterkunft in einem Container. An die Wand sind weitere Holzplatten gelehnt. In den nächsten Wochen wird sich mithilfe ebendieser Holzplatten einiges im Haus ändern.

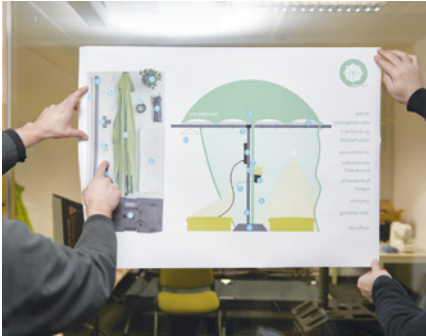
EOOS sind Produktdesigner mit langjähriger Erfahrung. Ihre Entwürfe findet man etwa in der Sammlung des Museums für angewandte Kunst Wien. Mit der Neuinterpretation des Arbeitsraums „Küche“, die letztlich eine Rückbesinnung auf die Ursprünge der Küchenidee – als Werkstatt – ist, haben sie sich international einen Namen gemacht. In Erdberg setzen sie ebenso auf die Küche, nicht des Designs wegen, sondern weil die geplanten Gemeinschaftsküchen den Bewohnern ein selbstbestimmtes Handeln ermöglichen sollen. Derzeit versorgen die Hilfsorganisationen alle Bewohner dreimal täglich mit angelieferten Mahlzeiten. Das gecaterete Essen ist ordentlich und ausreichend. Auf Dauer stellt die Vollverpflegung für die Bewohner aber eine Belastung dar. Harald Gründl von EOOS: „Man ist an einem Ort, den man sich nicht ausgesucht hat, man kriegt etwas zu essen, das man sich nicht ausgesucht hat. Der Handlungsspielraum ist auf Null reduziert. Die einfachste Maßnahme, Handlungsspielraum und letztendlich auch Selbstwertgefühl wieder möglich zu machen, ist Selbstversorgung.“ In den von EOOS vorgeschlagenen Gemeinschaftsküchen sollen die Bewohner für sich und andere kochen und Kontakte knüpfen können, eine Gemeinschaft bilden.

Drei Monate vor der Eröffnung der Architektur-Biennale wird das Vorhaben ausgebremst. Die fehlende Infrastruktur im Gebäude, die technischen, aber auch die organisatorischen Rahmenbedingungen führen dazu, dass im ehemaligen EDV-Raum, der zur Gemeinschaftsküche umgebaut werden soll, nur der Prototyp für eine Küchenwerkbank steht. Anstelle der Kochplatten liegen hier schwarze Kunststoffmatten. Die Rauchmelder im Haus müssen umgebaut werden, damit sie künftig nicht Alarm schlagen, wenn es aus den Töpfen dampft. Für die Kochstellen sind eine Starkstromleitung, eine Abluftanlage, diverse Wasseranschlüsse notwendig, bis hin zu einem elektronischen Türsystem, das den Zutritt zu den Gemeinschaftsküchen reguliert – all das und vieles mehr muss noch realisiert werden. Die Designer sind fest davon überzeugt, dass sie ihr Ziel erreichen werden und dass die Gemeinschaftsküchen in Betrieb gehen können.

Zeitgleich wird im Haus „hands-on“ mit dem Material gearbeitet. Die Bewohner bauen in einer von EOOS betreuten Werkstatt Kleinmöbel: Rollwägen, in denen Platz für einen Kühlschrank und Kochgeschirr ist, Tresen, die in den Gängen als Anker- und Treffpunkte dienen, und Sitzmöbel für die neu geschaffene WIFI-Zone. Es sind kleine Interventionen, deren Wirkung jedoch unmittelbar spürbar ist: Drei Wochen nach dem ersten Besuch hat sich die Situation im Gebäude merklich entspannt. Der zuvor frequentierte dunkle Gang, der als WIFI-Zone diente, ist jetzt verwaist. Der WIFI-Hotspot wurde in einen anderen Gangbereich verlagert, wo zwischen zwei Brandschutzabschnitten ein Durchgangsraum mit Aufenthaltsqualitäten entstanden ist. Durch das Gangfenster dringt Tageslicht, entlang der Wände wurden Sitzmöbel, einfach gezimmerte Kisten, aufgestellt. Das Angebot wird von den Bewohnern angenommen. Es ist verblüffend und zugleich erschütternd, wie wenig es braucht, damit ein untragbarer Zustand verbessert werden kann.

Trotz unübersehbarer Defizite: Der Standard in der Unterkunft in Erdberg ist für ein Großquartier vergleichsweise hoch. Zwei Bewohner teilen sich ein Zimmer mit Vorraum und Badezimmer mit Dusche und WC. In der Mitte des Zimmers, direkt vor dem Fenster, steht ein großer Tisch. Holzstuhl, Pinnwände und Stauraum zählen zur Standardausstattung.

Die Asylwerber sind im direkten Umfeld der Unterkunft nahezu unsichtbar.



Skizze eines Tool Set von Caramel Architekten, Haus Pfeiffergasse

Das Fenster lässt sich öffnen – keine Selbstverständlichkeit angesichts geltender Sicherheitsstandards. Der Fonds Soziales Wien hat im Auftrag der Stadt Wien die Immobilie für 15 Jahre angemietet. Die lange Dauer überrascht angesichts monatlich wechselnder Prognosen, wie viele Flüchtlinge künftig versorgt werden müssen. Peter Hacker, Geschäftsführer des Fonds Soziales Wien, skizziert das „Big Picture“: „Es ist nicht so, dass wir die Einrichtung zwingend als Flüchtlingseinrichtung nutzen müssen. Deshalb haben wir uns darauf eingelassen. Es ist ein Haus, das baulich in einem guten Zustand ist. Es gibt einige spannende Ideen, wie man es verändern kann. Es könnte ein Wohnhaus werden – für betreutes Wohnen, primär für Flüchtlingsfamilien, aber möglicherweise auch für Menschen, die gar nichts mit Flüchtlingen zu tun haben, sondern vielleicht ehemalige obdachlose WienerInnen, die wir hier unterbringen können.“

Die auf den Innenhof ausgerichteten Zimmer geben den Blick auf andere Zimmer frei. Der Ausblick auf die monotone Fassade ist wenig erbaulich, aber zumindest ist es ruhig. Der Festungscharakter der Architektur hat auch sein Gutes: Der Umgebungslärm wird vortrefflich abgeschirmt. Auch im Innenhof ist es ruhig, die Freifläche liegt noch brach. Das wird sich jedoch bald ändern, denn die ungenutzte Hoffläche ist einfach zu wertvoll, zumal es im Gebäude kaum Gemeinschaftsflächen gibt. Im Innenhof soll das entstehen, was sich in städtischen Wohnanlagen zunehmend bewährt: „Community Gardening“ mit Hochbeeten als gemeinschaftsfördernde Einrichtung. Ende März kämpft Lotte Kristofersitsch – wieder einmal – gegen die Zeit: Sie hängt am Telefon auf der Suche nach SponsorInnen für das erforderliche Substrat, denn die ersten Stecklinge müssen bald gepflanzt werden, damit sie Früchte tragen können.

Ganz anders als das Büroviertel in Erdberg erleben wir die Umgebung der zweiten Unterkunft von „Orte für Menschen“. Am Reumannplatz im 10. Bezirk, unweit des Wiener Hauptbahnhofs, pulsiert das städtische Leben. Die Geräuschkulisse ist lebendig. Verlässt man den Reumannplatz Richtung Osten, nimmt die Geschäftigkeit ab. Es gibt kleine Läden, Gemüsegeschäfte und Friseursalons, Wettbüros und Imbissbuden, aus denen der Geruch von altem Frittieröl strömt. Große Wohnhausanlagen aus den 1980er-Jahren, aber auch Zinshäuser aus der Gründerzeit begrenzen den Straßenraum. Ein paar Meter weiter endet die Quellenstraße unter den Stelzen eines Autobahnkreuzes als verkümmerte Sackgasse, die – wäre sie nicht durch Betonblöcke abgesperrt – direkt auf die angrenzenden Bahngleise führen würde.

Hier, auf einem riesigen umzäunten Areal, befindet sich ein leer stehender Bürokomplex aus den 1980er-Jahren. Die Immobilie, mit der sich das Architekturbüro theNEXTenterprise im Rahmen der Architektur-Biennale beschäftigt, war lange Zeit das Hauptquartier des Technologieunternehmens Siemens. Ein hoher Zaun aus breiten Metallstreben signalisiert: Das Areal ist Privatgrund und darf nicht betreten werden. Das Hauptgebäude gleicht einer Festung. Eine Konzernzentrale eben, keine Wohnhausanlage.

Das künftige Flüchtlingsquartier – im April 2016 befindet sich das Projekt noch in der Planungsphase – liegt an der Peripherie eines Bezirks mit hohem MigrantInnenanteil. Favoriten, der 10. Bezirk im Süden Wiens, war traditionell ein „roter“ Bezirk, also eine Hochburg der Arbeiterpartei SPÖ, nicht zuletzt wegen der zahlreichen Gemeindebauten, die hier stehen. Die politischen Machtverhältnisse im Bezirk haben sich in den vergangenen Jahren gewandelt. Bei den letzten Bezirksvertretungswahlen im Oktober 2015 wurde die rechtspopulistische FPÖ zweitstärkste Partei. Die FPÖ macht im Frühjahr 2016, während das Projekt von theNEXTenterprise Form annimmt, lautstark Stimmung gegen ein anderes Flüchtlingsquartier in Wien. Boulevardzeitungen berichten fast täglich über Ängste und Befürchtungen der Wiener Bevölkerung. Betreiber von Flüchtlingsquartieren sind deshalb vorsichtig bei der Verbreitung von Informationen über künftige Quartiere. Nichts dürfe an die Öffentlichkeit gelangen, bevor nicht die Bezirksvorstehung

Die Belegung
brachte alle an
ihre Grenzen
– die Betreuer,
die Bewohner
aber auch die
Infrastruktur.

Die einfachste Maßnahme, wieder Handlungsspielraum und letztendlich auch Selbstwertgefühl möglich zu machen, ist Selbstversorgung.

offiziell mit an Bord sei, heißt es im März 2016. Zu diesem Zeitpunkt arbeiten die Beteiligten bereits seit Monaten intensiv am Projekt.

Die Architekten von theNEXTenterprise verstehen die Aufgabenstellung als modellhaft für zukünftige Wohnformen: Wie kann Wohnen in Städten aussehen, in denen der Platz knapp wird und zugleich Büroflächen leer stehen? „Wir wollen über die Vision der Stadt nachdenken“, erklärt Marie-Therese Harnoncourt von theNEXTenterprise, „und wir sehen diesen Ort als hybriden Stadtbaustein, als prototypisch für Wohnsonderformen zwischen Büro, Veranstaltung und temporärem Wohnen. Diese Möglichkeiten muss es in der Stadt geben, weil der Gesellschaft immer mehr Mobilität und Flexibilität abverlangt wird.“ Geschaffen werden soll ein Baustein für eine lebendige Stadt, so die Architekten. Der Lösungsansatz, der für das Projekt gefunden wurde, sieht vor, dass hier nicht nur Flüchtlinge, sondern auch Studierende wohnen werden – eine experimentelle Wohngemeinschaft zweier Bevölkerungsgruppen, die funktionieren könnte. Keine Großunterkunft soll es werden, sondern mehrere WGs mit insgesamt achtzig, maximal hundert BewohnerInnen – davon die Hälfte AsylwerberInnen, die andere Hälfte Studierende.

Rund ein Dutzend am Projekt beteiligte Personen treffen sich Ende Februar in einem ehemaligen Büro im vierten Stock, um das Resultat der bisherigen Entwurfsarbeit zu begutachten. In nur zwei Stunden haben Handwerker die Kojen – Prototypen für experimentelle Wohnmodule – aufgestellt. Während die Gäste sie inspizieren, sich probeweise hinsetzen und die Paravents öffnen und schließen, werden noch die letzten Schrauben festgezogen. Bei der Präsentation der Prototypen geht es um ganz praktische Fragen: die Größe des Kleiderschranks, die Breite der Sitzfläche der Bank, die Kosten der Scharniere und Winkel, die beim Prototyp noch Sonderanfertigungen sind, die Notwendigkeit einer Pinnwand und schließlich auch das Material – kein Detail ist zu unbedeutend, um nicht kritisch hinterfragt zu werden. Thomas Levenitschnig, Inhaber der Immobilie, bringt die Kostenfrage ins Gespräch ein. Ab wann rechnet sich eine Investition von über 5.000 Euro für ein Modul? Könnte man da nicht einfach Hochbetten kaufen und Rigips-Wände einziehen, um separate Schlafplätze zu schaffen? Clemens Foschi von der Caritas argumentiert, dass die Module wiederverwendbar sind und somit auch kosteneffizienter als temporär eingezogene Raumteiler sein könnten. Diskutiert wird aber auch, was angesichts des knappen Zeitplans bei der Architektur-Biennale gezeigt werden kann. Die Module müssen ja noch rechtzeitig fotografiert werden, und zwar in Verwendung, darauf besteht Biennale-Kommissarin Elke Delugan-Meissl.

Dass sich Thomas Levenitschnig als Immobilienentwickler – weit über die Kostenfrage hinaus, die ihn als Mitfinancier des Projekts von theNEXTenterprise beschäftigt – in die Diskussion und in den ganzen Entwicklungsprozess einbringt, ist keine Selbstverständlichkeit. Sein Interesse ist nicht auf die kommerzielle Verwertung des Objekts fokussiert. Er will eine Lösung, die das Wohnumfeld aufwertet. Und eine Lösung, die Integration ermöglicht – die Integration der Flüchtlinge in ein soziales Umfeld, aber auch die Integration des Bauwerks und seiner BewohnerInnen in die Stadt – mit dem Zweck, einen Mehrwert für die AnrainerInnen zu schaffen.

Ende März werden die Außenanlagen in Angriff genommen: Auf der Böschung werden wuchernde Büsche und Gestrüpp entfernt. *Cotoneaster dammeri* – diese anspruchslose Bodendeckerpflanze zählte in den 1980er-Jahren zur Standardausstattung in Grünanlagen. Zwei Gärtner roden die „Rattennester“ auf den Böschungen am Firmengelände, um Platz für eine Promenade zu machen. Der holzgedeckte Weg mit Sitzstufen und Aussichtsplattformen soll eine attraktive fußläufige Verbindung in der Kempelengasse bieten.

Vom Gangfenster dringt Tageslicht herein, entlang der Wände wurden Sitzmöbel, einfach gezimmerte Kisten, aufgestellt.

Der Festungscharakter der Architektur hat auch sein Gutes: der Umgebungslärm wird vortrefflich abgeschirmt.

Die Öffnung des Geländes ist eine Frage der Haftung. Kinder haben in dieser Gegend viel zu wenig Platz zum Spielen. Sie treffen sich auf dem Parkdeck an der Bahntrasse zum Fußballspielen. Die Kinder aus der Nachbarschaft werden also die Ersten sein, die den neu geöffneten Garten in Beschlag nehmen. Der Gedanke an die möglichen Gefahrenstellen auf dem weitläufigen Areal, auf dem sich Kinder unbeaufsichtigt bewegen könnten, behagt dem Mitarbeiter des Investors ganz und gar nicht. Dennoch, der Nutzen, den diese Öffnung für den Stadtteil bietet, ist so groß, dass der Investor das Vorhaben durchziehen wird.

Beim Jour fixe im benachbarten Gasthaus liegt der Plan für die Freiraumgestaltung auf dem Tisch. Ein Hagelschauer hat ihn leicht in Mitleidenschaft gezogen. Quer darüber entfaltet Marie-Therese Harnoncourt von theNEXTenterprise den Zeitplan. Der Investor drängt auf einen finalen Plan, mit dem er Angebote von Handwerkern und Lieferanten einholen kann. Es beginnt ein Feilschen um Kalenderwochen. Gemeinsam wird zurückgerechnet, zwei Wochen, drei Wochen. Es steht außer Frage, die Planung muss zu einem Ende kommen, damit die Vorhaben bis Mai umgesetzt werden können. Für Gedankenspiele und ausufernde Diskussionen ist keine Zeit, jedes Treffen muss effizient genutzt werden. Es soll was weitergehen. Die Besprechung am Mittagstisch führt die „Gleichzeitigkeit“ vor Augen, mit der die unterschiedlichen Vorhaben parallel vorangetrieben werden – müssen. Ende März werden die Prototypen für die StudentInnenwohngemeinschaften noch weiterentwickelt, zugleich verlangt der Auftraggeber nach Berechnungen, mit denen er konkret operieren kann: Wie groß wird z. B. der Holzbedarf für die Promenade sein? Der Jour fixe wirft mehr Fragen auf, als ad hoc beantwortet werden können. Nach eineinhalb Stunden sind alle am Tisch auf demselben Wissensstand.

Bei der dritten Flüchtlingsunterkunft, die im Rahmen der Architektur-Biennale bearbeitet worden ist, sind die Voraussetzungen gänzlich andere: Das Mietverhältnis für das Quartier in der Pfeiffergasse im 15. Bezirk ist überaus kurzfristig, vorerst nur bis April 2016. Die Pfeiffergasse befindet sich in zentraler Lage, umgeben von gut erhaltenen Wohnhäusern aus unterschiedlichen Epochen. In wenigen Minuten gelangt man zu diversen U-Bahn-, Bus- und Straßenbahnstationen. Im direkten Umfeld befinden sich gleich mehrere Parkanlagen. Eine sympathische Gegend, denken wir, als wir in die Pfeiffergasse einbiegen. Vor dem Eingang zum Quartier stehen ein paar junge Leute und rauchen, auf der unbefahrenen Straße spielen Kinder. Einige Mädchen klettern auf einen orangen Container der Müllabfuhr und rufen anderen Kindern, die ihre Köpfe aus dem Fenster strecken, lachend etwas zu. Ein junger Mann holt die Kinder freundlich, aber bestimmt vom Container herunter. Er stellt sich uns vor als Fayad Mulla-Khalil, Leiter des Notquartiers Pfeiffergasse. Er führt uns durch das Gebäude. Wir gehen zu Fuß in die oberen Stockwerke, der Lift ist heute außer Betrieb. Am Vortag hat es ein Malheur mit einer Waschmaschine gegeben, der Keller ist kurze Zeit unter Wasser gestanden.

Im ersten Stock treffen wir auf Günter Katherl vom Wiener Architekturbüro Caramel Architekten. „Es ging hier um sehr günstige und sehr schnell durchführbare Installationen im Gebäude, die ebenso rasch aufgebaut sind, wie sie wieder abgebaut werden können. Wenn der Anruf kommt, dass das Haus geräumt werden muss, baut man alles ab, wirft es in einen Lastwagen und baut es im nächsten Haus wieder auf. Und fertig!“, beschreibt er die Ausgangslage. Es muss alles sehr schnell gehen, will man zu Ergebnissen kommen, bevor das ehemalige Bürohaus möglicherweise wieder geräumt werden muss und anderweitig genutzt wird oder eben wieder leer steht. Das Gebäude in der Pfeiffergasse stammt aus den 1990er-Jahren. Früher diente es als Sitz einer IT-Firma, bis diese ihren Firmenstandort verlegte und das Büro daraufhin länger leer stand. Seit November 2015 mietet nun die Caritas das überschaubar große fünfstöckige Bürogebäude als Notquartier für Flüchtlinge. Rund dreihundert Menschen leben im Haus, vor allem Familien und alleinstehende Männer. Alle BewohnerInnen



MitarbeiterInnen von Caramel Architekten und der Caritas bei einer Besprechung im Haus Pfeiffergasse

Das Hauptgebäude gleicht einer Festung. Eine Konzernzentrale eben, keine Wohnhausanlage.

Boulevard-Zeitungen berichten fast täglich über Ängste und Befürchtungen der Wiener Bevölkerung.

haben in Österreich um Asyl angesucht. Einige haben das Erstinterview schon hinter sich, andere haben es in den kommenden Tagen, Wochen.

Die meisten BewohnerInnen leben hier in ehemaligen Großraumbüros. Erwachsene Menschen – häufig nicht miteinander bekannt oder verwandt – teilen sich zu sechst, zu zehnt, zu zwölf einen Raum. „Hier ging es nur darum, wie man in kürzester Zeit Räume adaptieren und besser bewohnbar machen kann“, sagt Günter Katherl, „sie personalisieren und Privatheit schaffen. Wie kann man die einzelnen Schlafplätze so voneinander abtrennen, dass jeder seine eigene kleine Zelle hat, die er selbst ein wenig gestalten kann, die er für sich bauen kann, beziehen kann und nach kurzer Zeit, wenn er wieder auszieht, sogar mitnehmen kann?“

Caramel Architekten haben eine ebenso einfache wie ansprechende Lösung gefunden. Sonnenschirme – gängige Modelle aus dem Gartenfachmarkt – bilden das Gerüst. An ihnen werden rote, gelbe und grüne brandfeste Stoffe befestigt, die Schirmstationen teilen den Raum in kleine Einheiten und schaffen so Privatsphäre. Plastikinstallationsrohre verbinden die einzelnen Schirmstationen. An den Rohren sind weitere Stoffplanen aufgehängt, sodass Nebenräume entstehen. Die provisorischen Wände und Türen im Großraumbüro bestehen aus allesamt aus Stoffbahnen. An der Schirmstange selbst können kleine Dinge befestigt werden, zur Caramel'schen Grundausstattung gehören eine Pflanze im Plastiktopf sowie eine kleine Lampe. Denn im Großraumbüro-Schlafsaal heißt es um 22 Uhr Licht aus und um 5 Uhr Licht an. Für alle. Die Schirme sind rasch und ohne handwerkliches Fachwissen aufgestellt – ein paar Stangen werden ineinandergesteckt, der Schirm wird gespannt, Stoffe werden mit Kabelbindern abgehängt. Es gibt eine Gebrauchsanleitung, die die wenigen Handgriffe anschaulich erklärt.

Günter Katherl führt in eines der ehemaligen Großraumbüros. Die Familie, die es sich hier wohnlich gemacht hatte, ist erst vor Kurzem in ein anderes Quartier übersiedelt. An der Wand hängen Tierbilder und eine mit einem Namen beschriftete Plastikflasche, gefüllt mit Resten von Kabelbindern: eine improvisierte Türglocke, damit BesucherInnen nicht ohne Klopfen reinplatzen müssen. Denn es gibt hier keine Tür, an der man klopfen könnte. Wie diese Familie sich ihren Bereich eingerichtet und das Angebot der Architekten angenommen und weiterentwickelt hat, bezeichnet Günter Katherl als Idealfall: „Obwohl es sehr eng war, mit zwei Betten hier und drei weiteren hier drüben, war es wie ein schickes Hotelzimmer. Die Familie hat ganz schnell ihr eigenes kleines Domizil eingerichtet. Besser hätten wir das gar nicht machen können! Und es hat uns gezeigt, dass wir mit unserer Idee richtig liegen.“

Ihre Sonnenschirmmodule für abgegrenzte Schlafbereiche in Schlafsälen sollen auch andernorts zum Einsatz kommen, sagt Günter Katherl: „Als die Caritas gesehen hat, dass das recht gut funktioniert, hat sie sehr bald die Bitte an uns herangetragen, das Gleiche in mehreren Häusern zu machen, und wir haben gesagt: ‚Ja, wir machen alle!‘“ Wenn es nach den Architekten geht, soll sich die Idee, die nie nur für den einen Standort gedacht war, verselbstständigen. „Dann haben wir gesehen, dass das doch sehr, sehr anstrengend ist, und haben gesagt, ‚Lasst uns doch mal das eine Haus fertigstellen, und dann schauen wir weiter.‘“

Den BewohnerInnen des Hauses Pfeiffergasse eine Aufgabe zu geben war ein großer Wunsch von Caramel Architekten. Sie haben daher die BewohnerInnen in die Produktion der Schirmstationen und der Raumteiler eingebunden – ohne Bezahlung, stattdessen erhielten sie kleine Privilegien, etwa den Zugang zum Nähzimmer und damit die Möglichkeit, sich in das helle Zimmer mit drei Nähmaschinen und Werkzeug zurückzuziehen und produktiv zu sein. Die Näherinnen haben exklusiv den Schlüssel zum Nähzimmer bekommen. „Die Frauen haben eine Riesenfreude gehabt, dass sie gebraucht werden“, erzählt der Architekt, „es hat hier eine Dame

gegeben, die zuvor nur trübsinnig im Bett gelegen ist. Jetzt sieht man sie strahlend herumschwirren – sie hat ihr Leben wiedergefunden allein dadurch, dass wir ihr eine Nähmaschine und ganz viel Stoff gegeben und sie um ihre Hilfe gebeten haben – das hat schon etwas bewirkt.“

Keine Großunterkunft soll es werden, sondern mehrere WGs mit insgesamt 80, maximal 100 Bewohnern.

Manche BewohnerInnen haben sich um die Umgestaltung ihrer Schlafstätten mit den bunten Schirmen bemüht, manche standen der Veränderung gleichgültig gegenüber, und andere haben auf das Angebot gereizt reagiert. Besonders die Bewohner zweier Männerzimmer haben Widerstand geleistet und die Caramel-Mitarbeiter, die mit Material und Werkzeug zum Aufbau gekommen waren, vertrieben. In einem Haus, in dem dreihundert Menschen aus verschiedenen Nationalitäten und Kulturen wohnen, gibt es freilich für Außenstehende schwer durchschaubare Dynamiken und Hierarchien. Man darf auch nicht vergessen, sagt Fayad Mulla-Khalil, dass es sich um Menschen handelt, die auf der Flucht sind und die schlimmsten Erfahrungen gemacht haben, daheim und unterwegs: „Und das können wir uns nicht vorstellen. Sie kommen aus Situationen, in denen wir nicht leben. Deshalb können wir oft nicht nachvollziehen, warum sie das jetzt tun oder nicht tun, auch dass es manchmal Streitereien gibt um Kleinigkeiten wie Kabelbinder.“

Die Kinder aus der Nachbarschaft werden also die ersten sein, die den neu geöffneten Garten in Beschlag nehmen werden.

An einem Montag Ende Februar 2016 soll schließlich das letzte Zimmer mit Schirmen bestückt werden, freilich nur für diejenigen, die das wollen. „Sind die 15 Leute jetzt bereit?“, fragt Günter Katherl. Fayad Mulla-Khalil geht noch einmal in das Zimmer und redet mit den Männern. Dann kann es losgehen. Eine junge Frau und ein junger Mann, MitarbeiterInnen von Caramel Architekten, fragen die herumstehenden BewohnerInnen, wie sie heißen, geben ihnen Schirmständer, Rohre und Kabelbinder und teilen sie beherzt für die nächsten Arbeitsschritte ein. Es wird Deutsch, Englisch und Farsi gesprochen. Kleine Missverständnisse hie und da, aber es geht voran. Manche Männer ziehen sich vom Geschehen zurück und schauen zu, andere helfen mit vollem Körpereinsatz mit. Vielleicht ist das plötzlich aufgekeimte Engagement auf die Anwesenheit der vielen BeobachterInnen zurückzuführen. Außer uns sind noch eine Journalistin und ein Filmteam da. Es dürfte sich herumgesprochen haben, dass dies der letzte Arbeitstermin ist. Die Flüchtlingsunterkunft steht unter Beobachtung, auch wenn gerade kein Drehteam vor Ort ist.

Beschwerden von AnrainerInnen oder gar Polizeieinsätze gibt es keine, sagt Fayad Mulla-Khalil. Man ist sichtlich darauf bedacht, in der Gegend nicht negativ aufzufallen: „Wir schauen aber auch sehr darauf, dass die Leute sich um das Haus und auch um den Bereich vor dem Haus kümmern, dass kein Müll herumliegt. Draußen wird jeden Tag von BewohnerInnen geputzt.“

Bei einem weiteren Besuch ein paar Wochen später ist auch die Rasenfläche vor dem Haus, neben der dicht befahrenen Fahrbahn, sauber. Caritas-MitarbeiterInnen und HausbewohnerInnen sind gerade dabei, Bänke aus Paletten aufzustellen. In kreisrunden Erdflächen sollen Pflanzenbeete entstehen. Auch das ist eine Initiative von Caramel Architekten, zusätzlich zum geplanten Vorplatz mit Sitzmöbeln, für den noch immer die Genehmigungen ausständig sind. Der Optimismus der Architekten ist ungebrochen, wohl auch wegen des Fortschritts in den vergangenen Wochen.

Die drei Teams entwickeln an den drei Standorten unterschiedliche Lösungsansätze, am Ende zeigt sich jedoch, dass die Fragestellungen bei allen drei Projekten dieselben sind: Wie kann eine temporäre Unterkunft mit einer Identität ausgestattet werden? Wie kann selbstbestimmtes Handeln ermöglicht werden? Wie kann Privatsphäre entstehen?

Lenka Reinerová, die letzte Literatin des Prager Deutschen, die selbst viele Jahre auf der Flucht war, hat in ihrem Buch „Zu Hause in Prag – manchmal auch anderswo“ geschrieben: „Kann in einer aufgezwungenen Behausung überhaupt von Wohnen die Rede sein? Wohnt

Die Familie hat
ganz schnell ihr
eigenes, kleines
Domizil einge-
richtet. Besser
hätten wir das
gar nicht machen
können!

ein Vogel in seinem Käfig selbst, wenn der blitzblank geputzt in einer blitzblanken Küche steht? Wohnt ein Löwe in seinem nach allen Regeln fachlich ausgerüsteten und bemessenen Auslauf im Zoo? Kann man wohnen, wenn einem seine natürliche Freiheit genommen wurde? Manchmal muss man es, ob man will oder nicht. Ein Kanarienvogel kann sich darüber keine Gedanken machen, selbst Löwen dürfte das schwerfallen. Menschen sind jedoch offenbar dazu ausersehen, nachzudenken. Unter gewissen Umständen kann das eine verdammt schwierige Aufgabe sein.“ Eine Aufgabe, der sich die Architekten und Designer von EOOS, Caramel Architekten und theNEXTenterprise gestellt haben.